

Mein Weg zu Daniil Andrejew und „Rosa Mira“

(13.11.2005)

Jeder Übersetzer hat wohl seinen eigenen Weg, der ihn zu seinem Autor führt, hat seine eigene ganz persönliche Entwicklung einer geistigen Bindung zu ihm.

So war es auch bei mir.

Das erste Mal hörte ich den Namen Daniil Andrejew in den 90er Jahren im Anschluss an mein Seminar über den bekannten russischen Religionsphilosophen Wladimir Solowjew von einer Studentin: ... da gäbe es einen Autor, der, ähnlich wie Solowjew, von der Idee der Einheit alles Seins durchdrungen gewesen sei, der sogar weiter ging als dieser in den konkreten Entwürfen von möglichen Wegen der Vereinigung der Menschen, der Welt, des Seins ...

Daniil Andrejew - könnte das der Sohn des berühmten Schriftstellers Leonid Andrejew sein?

Ja - das ist er.

Ich leihe mir von ihr das Buch und beginne, Daniil Andrejews „Rosa Mira“ das erste Mal zu lesen.

Ich bin überwältigt, welche faszinierenden Welten, erhebend und manchmal aber auch bedrückend zugleich.

Ich kann das Buch nicht mit einem Mal bewältigen, lege es zur Seite, um immer wieder zu ihm zurückzukehren.

Ende der 90er Jahre nehme ich an einer Andrejew-Tagung in Franckeneck teil. Ich lerne seine Witwe, Alla Andrejewa, kennen. Eine beeindruckende Persönlichkeit. Trotz Alter und Krankheit (sie war damals schon erblindet), welche Energie weiß sie zu verbreiten, zu vermitteln, wie inspirierend rezitiert sie Zeilen ihres Mannes aus dem Gedächtnis. Und ich denke:

Wie wirkungsvoll muss die geistige und persönliche Präsenz Daniil Andrejews gewesen sein, wenn sie einen ihn nahe stehenden Menschen so inspirieren konnte, dass sie bis heute die gesamte Kraft, Stärke, Lebensmut aus der Mission zieht, sein Werk möglichst vielen Menschen zugänglich zu machen.

Ich fahre nach Hause, nach Berlin, mit vielen neuen Eindrücken. Dort erwartet mich eine Überraschung. Ein Zufall? Kein Zufall?

Aus Moskau ist ein Buch eingetroffen. Eine russische Literaturwissenschaftlerin hat es mir geschickt. Sie wusste, dass ich mich mit Gogol und dem Werk H. P. Blavatskys beschäftige, aber von Daniil Andrejew (das weiß ich genau) hatte ich zu ihr bis dahin nicht gesprochen.

Ich öffne das Paket und finde, nochmals sorgsam in Zeitungspapier eingeschlagen, ein Buch: Daniil Andrejew „Rosa Mira“, eine Ausgabe aus dem Jahre 1991.

Nun besitze ich mein eigenes Exemplar.

Ich lese „Rosa Mira“ erneut.

Dabei meldet sich der Literaturwissenschaftler in mir zu Wort. Ich mache mir Notizen.

„Ein bis in alle Einzelheiten durchkomponiertes Kunstwerk“.

„Bei Andrejew folgt ein Gedanke stringent auf den anderen. Auch bei der Beschreibung der kompliziertesten Welten und Seinsbereiche gerät er nie in Widerspruch mit sich selbst. Alles ist logisch und sorgfältig ausgearbeitet.“

„Immer wieder gelingt es Andrejew, sein Vokabular genau an die beschriebenen Strukturen anzupassen. Bei den unteren Schichten, abgehackt, fast in Stein gemeißelte Worte, das Himmlische Russland dagegen, schwebend und leicht und poetisch seine Sprache.“

Doch der geplante wissenschaftliche Aufsatz über „Rosa Mira“ bleibt ein Entwurf. Die emotionale Spannung, die ich doch immer beim Lesen verspüre, lässt sich nicht oder nur schlecht in rationale Topoi fassen. Ich spüre, dass ich schnell ins Schwärmen gerate, ich der Versuchung nicht widerstehen kann, den wissenschaftlichen, absolute Distanz und Objektivierung verlangenden Text mit subjektiven Eindrücken färben zu wollen.

Da ruft mich Herr Sojnikow an. Er bittet mich, den Text von „Rosa Mira“ aus dem Russischen ins Deutsche zu übertragen.

Gefühle stürmen auf mich ein. Ich bin begeistert, fühle mich geehrt ... Bin aber auch unsicher: Werde ich dem Text gewachsen sein, einem Text, der tatsächlich in der russischen Geistesgeschichte seinesgleichen sucht.

Und ich beginne mit der Arbeit, und so lese ich „Rosa Mira“ zum dritten Mal.

Und nun suche ich den Menschen Daniil Andrejew selbst zwischen den Zeilen, ich möchte sein persönliches Schicksal besser verstehen. Immer wieder kehren meine Gedanken zu dem Satz zurück:

„Ich begann mit der Arbeit an diesem Buch noch im Gefängnis in den schlimmsten Jahren der Tyrannei, die mehr als 200 Millionen Menschen beherrschte. Es entstand in einem Gefängnis, welches den Ruf eines politischen Isolators hatte. Dieses Buch schrieb ich im Geheimen. Das Manuskript versteckte ich und gute Kräfte, menschlicher und nichtmenschlicher Natur, verbargen es während der Durchsuchungen.“¹

Er schrieb es im Gefängnis, im Kerker, unter unmenschlichen Bedingungen.

Und wieder ein Zufall, eine Koinzidenz.

Zur selben Zeit beschäftige ich mich mit der deutschen Emigration in den 30er Jahren in der Sowjetunion. Viele dieser Emigranten fielen damals den stalinistischen Säuberungen zum Opfer.

Ich lese die Erinnerungen des Helmut Damerius, vormals Regisseur bei der bekannten „Kolonie links“, der in seinen Erinnerungen „Unter falscher Anschuldigung. 18 Jahre in Taiga und Steppe“ seine Kerker- und Lagerzeit beschreibt.

Sicher sind beide Werke nicht miteinander vergleichbar, schon wenn man von der hohen künstlerischen und spirituellen Qualität der „Rosa Mira“ ausgeht. Und doch sind Bedingungen ihrer Entstehung - stalinistische Kerker und Lager, beinahe miteinander identisch.

Aber welcher Unterschied im Umgang mit dem Unvermeidlichen, mit Ausgeliefertsein, dem Gefühl der Ohnmacht etc. Und genau deshalb drängte sich mir dieser Vergleich auf. Mir scheint, der Umgang mit den genannten Widrigkeiten des Lebens steht gleichzeitig für zwei grundlegend verschiedene Lebenseinstellungen, für ein unterschiedliches Weltempfinden, was vielleicht zwei Tendenzen geistiger Entwicklung damit repräsentiert.

Einmal, bei Damerius:

Ausgerichtetsein des gesamten Denkens, Bewusstseinsflusses auf das tägliche Überleben, die Balanda (Lagersuppe), den Kanten Brot. Das Gefühl der Einsamkeit unter den Mitgefangenen, dass sich nicht dadurch nur erklären lässt, dass er Ausländer war. Denn auch für seine Mitleidensgenossen beschreibt Damerius dieses Gefühl der völligen Vereinsamung inmitten einer Schicksalsgemeinschaft.

Bei Andrejew aber:

¹ Daniil Andrejew: Rosa Mira. Die Weltrose. Vega e. K. 2005.

Überwindung der Grenzen des persönlichen Ichs, trotz Höllenqualen, Öffnung des Bewusstseins für das gesamte Universum, mit allen seinen Galaxien, Bramfaturen, den unzähligen Schichten. Das Durchschreiten der bedrückendsten Leidensbereiche, um sich und die Seelen anderer gleichsam emporzuheben, aus den tiefsten Schichten des Seins dem Licht entgegen, und dadurch Mitgestalter einer besseren Welt zu sein. Und er und sein Werk, sie erfahren wiederum Unterstützung aus der geistigen und der menschlichen Welt ... Gute Kräfte menschlicher oder nichtmenschlicher Natur verbergen es. Die Mitgefangenen üben Solidarität, sie verstecken es bei den Untersuchungen für ihn.

So besteht eine Lehre, die Andrejew uns mit seinem Werk erteilt, darin, dass die Überwindung des Leides immer auch Überwindung des eigenen Schicksals ist, die Hingabe an das Schicksal der gesamten Menschheit und der gesamten Welt.

Interessanterweise enden Damerius und auch Andrejews Werk je mit Versen:

Damerius schreibt:

„Heimat, meine Trauer
Land im Dämmerchein ...
Himmel, du mein blauer.
Du mein Fröhlichsein.“²

Andrejews „Rosa Mira“ endet mit folgenden Worten:

„Auf zur Hohen Sonne, unserem Weltenstern,
um einst mit Ihm zu verschmelzen,
Seiner Freude und Schöpfung beizuwohnen.
Von Universum zu Universum.“³

Heimat und Blau des Himmels sind wichtige erstrebenswerte Güter, doch gleichzeitig auch geistige Symbole einer Begrenzung.

Sicher ist der Bezug zur Heimat und damit zu den eigenen Wurzeln ein wichtiger Schritt der Menschwerdung und logisches erstes Bestreben eines Eingeschlossenen. Doch auch eine Heimat kann eine Begrenzung darstellen. Ist sie denn nicht letztendlich nur Ausdruck für eine noch vorhandene Beschränkung unseres Bewusstseins, welches sich an etwas Fassbares klammern möchte, da es den Sprung ins Unfassbare noch nicht vollbringen kann?

Andrejew aber überwindet diese Begrenzung und schwingt sich auf in die höchsten Höhen, auf jene Metaebene, von der aus er die verschlungenen Wege der Menschheits- und gesamten Weltgeschichte klar erkennen kann.

Und an dieser Stelle möchte ich gleichsam eine Brücke in die Gegenwart schlagen. Und noch einige Gedanken anschließen.

Am Zustand der heutigen Welt ist manches zu beklagen: Verlust der Werte, Verlust einer gesunden Umwelt - aber der größte Verlust ist wohl der Verlust des Glaubens an die Ewigkeit. Doch hängt dieser letztgenannte Verlust mit allen anderen eng zusammen.

Gründe dafür mag man viele finden, aber den Hauptgrund sehe ich in einer unendlichen Zersplitterung der Welt in immer kleinere Einzelteile. Auf den ersten Blick mag es scheinen, als seien die einzelnen Elemente einander näher gerückt, aber schon bei näherem, schärferem Hinsehen lässt sich erkennen, dass das Bewusstsein von einem aus miteinander verbundenen Teilen bestehenden Weltorganismus eher schwächer als stärker wird. Individualismus im Verein mit anwachsendem Egoismus lassen solidarische Gefühle mehr und mehr erkalten.

² Helmut Damerius: Unter falscher Anschuldigung. 18 Jahre in Taiga und Steppe. Berlin 1990, S. 330.

³ Daniil Andrejew: Rosa Mira. Moskwa 1991, S. 272. (Nachgedichtet von A. Markow)

Und in einer solchen Welt erscheint auch die Zeit in Einzelteile zerhackt, sie scheint überhaupt nicht mehr zu existieren, hetzt in Fetzen an uns vorbei, und wir haben Mühe, ihr zu folgen. Vieles, was uns umgibt, seien es technische Geräte, Computerprogramme, Autos oder andere Dinge, mit denen wir unser Leben ausfüllen, sie bleiben nicht, sie verschwinden rasend schnell wie sie aufgetaucht sind in einem Sog, der auch uns schließlich ins Nichts zu führen scheint.

Philosophen und Mystiker haben immer wieder versucht, den Glauben an die Ewigkeit und die universelle Gemeinschaftlichkeit des Weltorganismus zu erhalten. Besonders prononciert aber finden wir diesen Gedanken in Daniil Andrejews „Rosa Mira“ vor.

Hier finden wir eine tatsächlich dem Entwurf nach grandiose Vision der Vereinigung der Menschen nicht nur einer Nation, sondern des gesamten Erdballs und nicht nur der Menschen untereinander, sondern ein Bewusstsein der ewigen, unzerstörbaren Verbundenheit jedes einzelnen Individuums mit dem gesamten Naturorganismus. Dabei zeigt uns Andrejew, dass der geistige Weg zur Vereinigung ein schwieriger sein kann, geprägt von inneren Kämpfen, immer wieder gekennzeichnet von der Notwendigkeit, sich selbst überwinden zu müssen, seinen Egoismus zu vergessen, um eine Möglichkeit zu finden, sich mit dem anderen zu vereinen, um damit letztendlich die Grundlage für die breiteste Entfaltung der eigenen Persönlichkeit zu schaffen. Dieser grandiose geistige Entwurf kann gerade in der heutigen Zeit der gewachsenen Klüfte zwischen den Menschen Stimulus und Verbündeter in einem Bestreben sein, diesen Zustand der Gesellschaft zu verändern.

Die neu zu erschaffende All-Einheit, die den gesamten Kosmos und alles darin enthaltene Leben umfasst, ist eine Voraussetzung für das Wiedererstehen einer umfassenden Unsterblichkeit, die nicht ins Nichts, sondern in die Ewigkeit führt. Diese neue positive Ewigkeit ermöglicht es jedem, seine Persönlichkeit durch Wandlung stets neu zu erschaffen, ohne dabei jemals vom rasenden Fluss der Zeit verschlungen werden zu können.

Und ich möchte an dieser Stelle meine Ausführungen über Andrejew beenden, indem ich eine weitere Brücke in die Gegenwart schlage und ein Zitat aus einem Song des bekannten Liedermachers Konstantin Wecker anführe:

„Einfach nicht verzagen
Überstehn!
Leben heißt Brücken schlagen
Über Ströme, die vergehn.“⁴

Und genau diese Brücken hat Andrejew geschlagen und wir wollen nicht nur die Brücke in die Vergangenheit zu seinem Leben schlagen, wie ich es in meinen Zeilen unter anderem tat, sondern auch eine ewige Brücke in die Zukunft, wenn, wie Andrejew es prophezeit, tatsächlich ein göttlich schönes Reich auf Erden entstehen wird.

Und wir hoffen auch, mit der Übersetzung des Buches „Rosa Mira“ ins Deutsche eine Brücke geschlagen zu haben zwischen einem russischen Autor und dem deutschen Leser, zwischen zwei Nationen also, die in der Geschichte immer wieder durch abstoßende und anziehende Kräfte miteinander verbunden waren.

Die Vereinigung des Weltorganismus beginnt ja im Kleinen, in den Keimen, und einen solchen Keim wollten wir legen.

Ob dies gelungen ist, was wir sehr hoffen, das möge letztendlich der Leser selbst entscheiden.

⁴ Zitat aus dem Lied Konstantin Weckers: „Stürmische Zeiten...“